

№ 42. 1887.

Im Steigen.

Novelle

von

Hans Warring.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nicht aus unserem Garten stammen die Blumen?“ fragte Fritz Ritter.

„Bewahre!“ gab Fräulein Ernestine Auskunft. „Weder Marie noch ich sind dreist genug, Deine Blumen anzurühren, wir wissen, daß dieses Recht allein unsere schöne Nachbarin von oben in Anspruch nimmt. Frau Konsul Schwerdtmann hat sie für Marie geschickt durch ihre älteste Tochter, Fräulein Angelika Schwerdtmann. Ja, ja! es geschehen selbst heute noch Zeichen und Wunder! Was das zu bedeuten hat, daß die unnahbare Frau Konsul von Deiner Mündel Notiz nimmt, willst Du wissen? Nun, ihre Mutterliebe hat über ihren Stolz gesiegt! — Die Schwerdtmanns haben ihre jüngsten Töchter in demselben Institute, in dem Marie erzogen wurde und jetzt als Lehrerin thätig ist. Eines der Kinder aber ist gefährlich krank gewesen, und Marie hat es mit Selbstaufopferung gepflegt.“

„So arg war die Sache nicht, liebe Tante! Ich habe wirklich nicht mehr gethan, als jede Andere gethan hätte,“ fiel Marie ein.

„Ich spreche nur nach, was Fräulein Angelika im Auftrage ihrer Mutter gesprochen hat. Und außer diesen Blumen hat Marie noch eine Einladung von Konsuls erhalten, heute gegen Abend mit ihnen auf das Gut hinauszufahren und einige Tage bei ihnen zu bleiben. Nun, was sagst Du dazu?“

„Ich freue mich natürlich, daß sich unserem Gaste eine so angenehme Abwechslung bietet,“ entgegnete der Stadtrath artig. Aber während er so sprach, beobachtete er zu seiner eigenen großen Ueberraschung, daß ihm die Einladung durchaus keine Freude bereitete, daß er im Gegentheil der Ansicht war, die Frau Konsul hätte ihrer Dankbarkeit auf irgend eine andere Weise besser Ausdruck geben können.

„Ich habe mich nicht gefreut, denn ich entbehre Marie nicht gern,“ erwiederte Fräulein Ernestine. „Aber ich habe doch meine Zustimmung gegeben, als Marie sich bereit erklärte, die Einladung anzunehmen. Wenn Du rachsüchtig wärest, Kind, hättest Du heute der Eigenliebe der Frau Konsul einen empfindlichen Schlag versetzen können. Ich entsinne mich noch sehr gut des Tages, als ich Dich weinend am Schwerdtmann'schen Gartenzaun fand. Die Kinder hatten Dich zum Spielen in den Garten genommen und die Frau Mama Dich wieder hinausgewiesen.“

„Darüber kann ich ihr nicht zürnen,“ versetzte Marie ernst, „ich bin es vielmehr der Dame schuldig, zu erklären, daß sie das, was sie zu thun für ihre Pflicht hielt, ohne Härte und Heftigkeit an mir vollzog. Sie hielt kühl und gelassen meine Hand in der ihren, als sie mich zur Gartenthüre führte, und ihre Stimme klang durchaus nicht zornig, als sie mir erklärte, ich solle nicht wiederkommen, ich sei kein passender Umgang für ihre Kinder. Ich bin überzeugt, sie handelte nicht so, um mich zu kränken, sie erfüllte ihrer Ansicht nach eine nothwendige Pflicht, die, etwas Unreines von sich und ihren Kindern fern zu halten.“

Der Stadtrath blickte hinüber zu seinem jungen Gaste. Auf dem Gesichte des Mädchens lag ein ruhiger Ernst, keine Spur von Bitterkeit oder Groll.

„Ich freue mich, Kind, daß Du jetzt ruhiger darüber denkst,“ meinte Ernestine, „aber ich weiß, daß Du unter dem ungerechten Vorurtheil der Menschen einst bitter gelitten hast.“

„Da hast Du Recht, ich kann es nicht leugnen! Früher machten solche Kränkungen mir mehr Kummer und kosteten mich mehr Thränen, als recht und gut war. Jetzt habe ich solche Regungen überwunden. Denn als ich sah, daß keine



Sophie Menter. (S. 331)

Menschenseele — außer einer einzigen, Tante Ernestine — etwas von mir wissen wollte, als selbst die Besten mich mißtrauisch fern von sich hielten, da sagte ich mir: Du mußt Dein Schicksal auf Dich nehmen, Du darfst Dich nicht darüber beklagen, obgleich es hart und unverdient ist. Du hast als Erbtheil nichts empfangen, worauf Du Dich stützen kannst, keinen geachteten Namen, keine altbewährte Freundschaft, außer einer, Tante Ernestine, und die war mehr Erbarmen, als Freundschaft! Wohlan! erwirb Dir dies Alles! Dies war mein Sporn. Das heute Erlebte beweist Dir, daß ich nicht umsonst gestrebt. Glaube mir, ein also selbsterrungener Erfolg ist sehr süß, er löscht jede Bitterkeit der Vergangenheit."

Hell und klar blickten die braunen Augen zu der alten Dame hinüber. „Du bist mein liebes, braves, armes Kind!" sagte diese mit einem wehmüthigen Zucken des Mundes.

„Lieb und brav, das höre ich gern, aber arm, weshalb arm? Ich habe, was ich brauche, und meine Thätigkeit ist nützlich und gewährt mir Befriedigung. Ich versichere Dich, ich bin sehr glücklich, sehr zufrieden!"

Hiermit endete das Gespräch, denn der Stadtrath, der sich bisher mit seinen Zeitungen beschäftigt hatte, faltete die Blätter zusammen und stand auf. Ihm war von der leise geführten Unterhaltung kein Laut entgangen, und manches der harmlos gesprochenen Worte war wie ein Keulenschlag auf sein Haupt gefallen. In seinem Zimmer blieb er eine Weile starr vor sich hinblickend stehen. Er war bisher stolz gewesen auf das, was er errungen. Und doch hatte er nur fortzuführen gebraucht, was Vater und Großvater begonnen. Ihm, dem Träger eines alten geachteten Bürgernamens, war das Vertrauen seiner Mitbürger entgegengekommen und hatte ihm die Wege geebnet. Sein Erbe war ein besseres gewesen, als das des armen kleinen Mädchens, das so tapfer und furchtlos durch eine feindliche Welt schritt. Und wie hatte er sich seines Vorzugs würdig gezeigt? Er hatte den Mangel jenes herrlichen Erbes wie eine Sünde an ihr heimgesucht — auch er hatte sie wie etwas Unreines, mit einem Pesthauche Behaftetes, von sich abgewehrt.

4.

Es war gegen drei Uhr, als Ritter schon zur Mittagstafel gekleidet in sein Arbeitszimmer trat. Nebenbei in der Wohnstube wurde so eifrig gesprochen, daß seine Anwesenheit unbemerkt blieb. Fräulein Ernestine saß auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenster, behaglich zurückgelehnt, die sonst so fleißigen Hände im Schoße gekreuzt, die wohlverdiente Sonntagsruhe genießend, und Marie kauerte hoch oben auf der obersten Stufe einer Doppelleiter, die vor den großen Bücherschrank gerückt war. Ein Haufe Bücher lag auf ihren Knieen, von deren Inhalt sie gänzlich in Anspruch genommen schien.

„Gott, welche Schätze!" sagte sie. „Sie mehren sich von Jahr zu Jahr. Man weiß gar nicht, wonach man zuerst greifen soll!"

„Erfreue Dich daran, Kind! Ich schaffe die Bücher doch nur eigentlich für Dich an."

„Und von allen diesen Büchern kennst Du erst so wenig, Tante. Wenn ich so viel Zeit hätte, wie Du, ich hätte sie schon alle von Anfang bis zu Ende gelesen."

„Doch wohl nicht, wenn Du erzogen wärest, wie ich. Als ich jung war, gab es in unserem großen Haushalte Arbeit die Menge, und die Mutter hätte es nimmermehr gelitten, wenn ich, statt mich in Haus und Garten zu tummeln, über einem Buche gesessen hätte. Auf diese Weise verging mir die Lust zum Lesen, wenn sie mir wirklich hin und wieder einmal kam. Jetzt freilich hätte ich Zeit und Lust, das Versäumte nachzuholen, jetzt aber wollen meine Augen nicht mehr recht vorwärts."

„Und der Herr Stadtrath?"

„Der ist ein Mann der That, nicht der beschaulichen Ruhe. Freilich, Abends nach des Tages Last im Lehnstuhl liegen und sich vorlesen lassen, das würde ihm ebenso gefallen, wie mir. Da wir aber Niemand haben, der uns diesen Liebesdienst erweist, so bleiben die Bücher hübsch in Reih und Glied im Schranke stehen."

Es entstand eine Pause in der Unterhaltung, bis Fräulein Ernestine wieder begann: „Sieh', Marie, dieser Bücherschrank ist die letzte Arbeit Deines Vaters und von allen vielleicht die schönste. Als ich ihn kaufte, geschah es in der Absicht, ihn Dir einmal zu geben. Du sollst ihn jetzt haben, Kind! Wir lassen ihn verpacken und schicken ihn voraus, und wenn Du von den Ferien zurückkehrst, findest Du ihn bereits vor. Du wirst mehr Freude an den Büchern haben, als ich oder Fritz."

„Ich danke Dir, Tante, ich danke Dir tausendmal, aber verzeih', wenn ich Deine Güte ablehne! Ich kann wirklich von dem mir zugedachten Geschenke keinen Gebrauch machen. Hier in Euren großen und schönen Zimmern ist dieser Schrank an seinem Platze, in unserem Schlafsaale aber, wo nur ein kleines Eckchen mir gehört, könnte ich ihn gar nicht unterbringen."

„Hast Du es sehr unbehaglich dort?"

„Durchaus nicht, Tante, nur sehr einfach! Und für zwei Dinge, die stets das Leben verschönern, ist reichlich gesorgt: für frische Luft und allergrößeste Sauberkeit."

„Es ist ein großer Schmerz für mich, daß ich so wenig für Dich thun kann, mein Kind!"

„Wenig, sagst Du? Du, der ich Alles verdanke, was ich bin und habe!"

„Was hast Du denn? Du besitzest eigentlich nichts auf der weiten Welt, und ich nenne so vieles mein eigen und kann Dir nichts geben!"

„Ich will nichts, Tante, selbst von Dir will ich ferner nichts annehmen! Wer so lange das Brod der Barmherzigkeit gegessen, wie ich, sehnt sich darnach, auf sich selbst gestellt zu sein."

„Das mag Befriedigung für Deinen Stolz sein, Marie, für Dein Glück aber will das noch wenig bedeuten."

Das junge Mädchen umschlang die alte Dame und drückte ihre blühende, schöngerundete Wange an die hagere, runzelvolle derselben.

„Da irrst Du, Tante," sagte sie heiter. „Ich bin glücklich, mache Dir keine Sorgen um mich! Sieh', mir ist die Gabe angeboren, mich an allem Schönen erfreuen zu können, auch wenn es mir nicht gehört. Ja, in mir steigt nicht einmal der Wunsch auf, es zu besitzen."

„Weil Du selbstlos bist, Marie!"

„Das sagst Du! Andere aber sagen, sie hat die Natur ihres Vaters geerbt, sie hat keinen Eigenthumssinn, sie wird nie auf einen grünen Zweig kommen! Aber ich will ihnen beweisen, daß sie Unrecht haben. Ich spare, Tante, ich bin auf dem besten Wege, eine Kapitalistin zu werden: im vorigen Jahre habe ich fünfzig Mark erübrigt!"

Sie lachte wieder — was für ein glückliches, sorgloses Lachen das war! Herr Ritter lauschte darauf, bis es verklungen. Wahrlich, seine Schwester hatte Recht gehabt, als sie ihm die Güte und den Muth dieses Kindes gerühmt! Wie reich war es bei aller Armuth, es besaß nichts, und doch gehörte ihm die Welt.

„Sieh', Tante, was für eine schöne Equipage das ist!" rief Marie, als sich Wagengerassel vor dem Hause hören ließ. „Rappen, die liebe ich am meisten — und wie tief der Wagen in den Federn hängt!"

„Das ist der junge Herr Kulland, der Erbe der großen Firma, mit seiner jungen Frau. Sieh', Marie, blaßblaue Seide und echte Spitzen. Das ist eine Schwiegertochter nach dem Herzen der Frau Kommerzienrath droben, reich und aus angesehenem Hause, die Tochter von Georg Stahl & Comp., dem die Eisengießerei vor dem Wasserthore gehört. Und da kommen auch Stadtrath Schultz und Geheimrath Cramer. Wo der Fritz nur bleibt! Es wäre doch zu spaßhaft, wenn er zu seinem eigenen Stadtrathsessen zu spät käme!"

„Das wird er nicht, denn hier ist er schon!" sagte der Stadtrath, rasch in's Zimmer tretend.

„Das ist ein glücklicher Tag für Dich, Fritz!" meinte Fräulein Ernestine mit sarkastischem Lächeln. „Alle hohen Häupter der Stadt werden heute oben versammelt sein, und Du wirst unter ihnen sitzen als einer der Ihrigen."

„Ich möchte wohl wissen, wer im Grunde stolzer darauf ist, ich oder Du!" entgegnete er lächelnd.

„Welche Idee! Bin ich es vielleicht gewesen, die sich hochmüthig von den alten Freunden unseres Hauses zurückgezogen hat?"

„Ich ebenso wenig! Aber lassen wir endlich die alte Geschichte. Du weißt ebenso gut wie ich, daß jeder unserer alten Freunde mich zu finden weiß, wenn er mich braucht, und daß Keiner jemals vergebens zu mir gekommen ist. Im Uebrigen sind unsere Lebensgewohnheiten mit der Zeit so verschieden geworden, daß ein lebhafter Verkehr weder mir noch ihnen zur Freude gereichen würde. Also ich bitte, lassen wir das!"

Er hatte in ruhigem Tone gesprochen, aber dennoch fühlte die Schwester, daß es gerathen sei, das Thema abzubrechen. Es entstand eine Pause, die der Stadtrath unterbrach, indem er zu den Damen trat, um Abschied zu nehmen.

„Ich glaube gar, Du hast in diesem Anzuge geraucht," rief Fräulein Ernestine, ihre Nase hochhebend.

„Ist es denn so sehr zu merken?"

„Er fragt, ob es zu merken ist! Und wenn es noch eine feine Cigarette gewesen wäre! Aber Du hast eine Deiner schweren starken Cigarren geraucht, und Du sollst doch wohl die Tochter des Hauses zu Tische führen. Auf zehn Schritte merkt sie Dir den Handwerker an. Verlaß Dich darauf."

„Mag sie's," sagte er mit einer trotzigen Kopfbewegung.

„Vielleicht könnte man durch etwas Parfüm —" begann Marie schüchtern.

„Richtig, Fritz! Mach' Deinem neuen Stande Konzessionen, nimm Eau de lavande oder Patschuli."

„Wo soll ich Parfüm herbekommen? Haltet Ihr mich für einen Stutzer?" rief Ritter lachend.

„Ich habe etwas Veilchenessenz — ich hole sie!" rief Marie aufspringend.

„Sie ist doch das beste, liebenswürdigste Kind, das ich kenne," sagte Fräulein Ernestine, als sich die Thüre hinter der Abgehenden geschlossen, „immer freundlich und dienstbereit. Es ist doch etwas Hübsches darum, so ein junges heiteres Wesen im Hause zu haben. Ich werde wieder jung in solch' junger Gesellschaft."

„Das freut mich," sagte der Stadtrath lakonisch.

„Und wie hübsch sie geworden ist. Ohne sich hochmüthige Airs zu geben, sieht sie doch fein und vornehm aus, wie eine Prinzessin."

Die alte Dame sah den Bruder scharf und erwartungsvoll an. Er schien auf ihre Worte gar nicht gehört zu haben; ein Stäubchen, das auf seinen schwarzen Frackärmel geflogen war, nahm ihn gänzlich in Anspruch. Das ärgerte Fräulein Ernestine.

„Das wirst Du natürlich noch gar nicht bemerkt haben," sagte sie spitz, „denn Dein Genre sind die reifen Schönheiten zwischen fünfunddreißig und vierzig. Uebrigens liegt es mir

fern, Dir hieraus einen Vorwurf zu machen. Es gibt nichts Lächerlicheres auf der Welt, als wenn alte Bursche jungen Mädchen nachlaufen. Du hast das Richtige getroffen, Bruder Fritz."

Die Augen des Stadtraths hoben sich langsam zu seiner Schwester empor und blieben mit einem räthselhaften Ausdrucke auf ihrem Gesichte haften.

„Du verziehst mich heute gewaltig, Tinchen," sagte er. „Schon zum zweiten Male lobst Du mich."

„Und deshalb," fuhr Fräulein Ernestine unbeirrt fort, „will ich Deinem Herzenswunsche auch nicht länger im Wege stehen. Heirathe Frau Lütten, ich habe nichts dagegen einzuwenden."

„Das freut mich; ich habe in der That nur auf Deine Erlaubniß gewartet."

„Und wenn ich frei bin, dann ziehe ich mit Marie fort von hier, denn in diesem elenden Neste kommt sie nie zur Geltung, hier bleibt sie für Jeden die Tochter des Vagabunden, des erbärmlichen Trunkenbolds."

Wieder lächelte der Stadtrath. „Ich hoffe, Du wirst Dich nicht gleich morgen auf die Reise begeben, Tinchen," sagte er. „Warte die Sache doch erst ab. Wir sind gar nicht die vorurtheilsvollen Menschen, für die Du uns hältst. Wenigstens hat noch Keiner von uns einem hübschen Mädchen die Gerechtigkeit versagt, es hübsch zu finden."

Fräulein Ernestine blickte rasch auf. Die Worte, und mehr noch der Ton ihres Bruders hatten sie besänftigt. Er hatte doch wenigstens zugestanden, daß Marie hübsch sei.

„Wenn Du heute Gnade vor den Augen der gestrengen Herrin droben findest, so hast Du das einzig Marie zu verdanken," sagte sie, als das junge Mädchen ein zierliches Fläschchen öffnete. „Besprenge ihn, Kind, noch mehr! Ein paar Tröpfchen richten gegen seine Cigarren nichts aus. Reiche auch Dein Sacktuch hin, Fritz! So — nun kann es genug sein."

Die Operation „des Besprengens" war mittlerweile mit großem Ernste von beiden Theilen vollzogen worden. Dann setzte sich das junge Mädchen schweigend und gleichfalls etwas gepreßt athmend der Tante gegenüber, während der Stadtrath zurücktrat und mit großem Ernste die Handschuhe anzuziehen begann.

Dann nahm er Abschied. An der Thüre aber zwang ihn eine ganz unerklärliche Macht, noch einmal zurückzublicken. Ihm war's, als könne er von Marie nicht scheiden, ohne ihr noch einmal in's Auge geschaut zu haben. Das Glück wollte ihm wohl. Ehe er die Thüre schloß, war ihm ein sanfter, schüchterner Blick zu Theil geworden, der ihm das Herz rascher und wärmer klopfen machte.

5.

Herr Fritz Ritter stieg die teppichbelegte Treppe zur Wohnung der Frau Kommerzienrath Kulland empor. So oft er früher diesen Weg gegangen, war es mit einem seltsam gepreßten Gefühl unruhiger Erwartung geschehen. Heute fühlte er sich ruhig und frei. Seine Gedanken weilten mehr bei dem eben Erlebten, als bei dem, was ihn oben erwartete. Und eine peinigende Empfindung, die er bisher trotz aller Mühe nicht hatte überwinden können, die Ahnung, daß der schöne Gegenstand seiner Jugendliebe doch eigentlich keine passende Lebensgefährtin für ihn sei, war ihm heute plötzlich zur bewußten Erkenntniß geworden. Als er vor der hohen Flügelthüre stand, überkam ihn eine Art bänglicher Neugierde, ob diese Erkenntniß vor dem sieghaften Blicke der schönen Frau Stand halten würde. Die Erfahrungen, die er in dieser Beziehung gemacht, waren nicht geeignet, sein Selbstvertrauen zu erhöhen. Er wußte, daß er in der Hand dieser klugen Frau bisher weich wie Wachs gewesen war. Wie oft schon hatte sie die gerechte Empörung über das mit ihm getriebene frivole Spiel aus seiner Seele fortgelächelt, wie oft die Erinnerung daran durch einen ihrer bezaubernden Blicke ausgelöscht. Oft hatte er sich gesagt: es ist eine Schmach, so schwach zu sein, aber sie besaß die Kunst, ihm selbst diese Schmach lieb zu machen. Früher war sie ihm das einzige Weib gewesen, das einzige, das ihm je das Blut schneller durch die Adern getrieben hatte. Das aber war jetzt anders geworden, hatte nicht eben unter dem sanften Blicke eines Mädchenauges sein Herz rascher und lauter gepocht? Ist dies das Symptom, daß er frei geworden, daß die für unzerreißbar gehaltene Kette gesprengt ist? Oder ist es nur Täuschung, wird unter ihrem Blick der alte Zauber zurückkehren?

In den hohen, schönen, mit etwas verblichener Pracht ausgestatteten Gemächern nahm er die Glückwünsche der Versammelten in Empfang. Zuerst waren es die Männer, die ihm die Hand schüttelten und ihn in ihrer Mitte willkommen hießen, und Männern gegenüber fühlte er sich stets ruhig und selbstbewußt. Aber aus dem Nebenzimmer klangen helle Frauenstimmen herüber. Gedämpftes Lachen, einzelne Worte und Ausrufe drangen in sein Ohr, und als er, von dem Sohne des Hauses geleitet, über die Schwelle trat, ließ sich jenes geheimnißvolle Rauschen und Knistern hören, das elegante Frauentoiletten zu verbreiten pflegen. Dem Beispiele der Wirthin folgend, hatten sich alle Damen erhoben und empfingen stehend den neuen Stadtrath. Das hätte ihn stolz machen sollen, aber es machte ihn nur verlegen. Indessen mußte die leichte Befangenheit auf dem Gesichte des hübschen stattlichen Mannes der schönen Tochter des Hauses nicht mißfallen haben. Denn als er sich ihr nahte, empfing ihn ihr freundlichstes, bezauberndstes Lächeln, und während er sich über ihre Hand beugte, fühlte er den warmen Druck derselben. Und sonderbar! Während er diese Beobachtungen ganz objektiv und kaltblütig machte, schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: sollte Ernestine Recht haben? Sollte die stolze Frau das Bekenntniß seiner unveränderten Liebe, welches ihm in ihrer siegenden Gegenwart oft auf die Lippen getreten war, sollte sie es nur deshalb stets zurückgedrängt haben, weil sie sich an den Zimmermann nicht binden wollte? Würde sie dem Stadtrathe williger entgegenkommen, wenn dieser heute —?

Herr Fritz Ritter richtete sich straff auf. Zwar besaß er keinen Ueberfluß an Selbstbewußtsein, aber trotz aller Bescheidenheit kannte er doch seinen Werth und hegte den Wunsch, von der Frau, die er sich zu seiner Lebensgefährtin wählte, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Er mußte sich vorsehen — er wollte beobachten! Seine neue Würde sollte der Prüfstein sein, und wenn geschah, was er befürchtete, so mußte dieser lange getragenen Knechtschaft ein Ende gemacht werden.

Man ging zu Tische. Der neue Stadtrath führte die Tochter des Hauses und empfing den Ehrenplatz zwischen ihr und ihrer Mutter. War es Absicht, daß diese sich nach den ersten einleitenden Worten ihrem anderen Nachbarn zuwandte und ihn ihrer Tochter überließ? Diese erschien heute schöner als je, und konnte, nach des Stadtraths Meinung, es mit jeder Jüngeren an der Tafelrunde aufnehmen. Die Art, wie sie ihre zierliche, elegante Gestalt trug, wie sie die Hände beim Sprechen bewegte, wie sie den Kopf wandte und die Augen aufschlug — alles dies war unbeschreiblich graziös. Und doch fühlte sich Fritz Ritter heute weniger davon bezaubert, als je vorher. Ja, einmal ertappte er sich auf der kritischen Frage, ob das schöne, reiche, hoch in Puffen arrangirte Haar ganz und gar ihr eigenes sei? Und dann begann sie zu sprechen, und er hörte ihr mit dem ganz bestimmten Gefühle zu, daß jedes ihrer Worte klug voraus bedacht sei und dem bewußten Ziel zustrebe.

Sie freue sich, sagte sie, ihn jetzt auf dem Wege zu sehen, den sie schon lange für ihn im Auge gehabt. Zwar befinde er sich erst auf der untersten Staffel, aber ihm sei doch die Richtung angegeben, der er folgen müsse. Den Schwerpunkt seines Lebens müsse er nicht im Handwerk, sondern in seinem Amte als Stadtrath sehen. Zwar wolle dies in diesem kleinen Neste, das sich eben erst zur Mittelstadt entwickelt habe, noch nicht viel bedeuten, aber der Titel bleibe wenigstens ihm, auch wenn er, wie sie es dringend wünsche, alle seine hiesigen Beziehungen, die für einen strebsamen Mann doch drückend und hindernd wären, abbreche, und in eine große Stadt — am meisten rathe sie zu Berlin — übersiedle. Ein Vermögen, wie er es besitze, sei nur in einer Großstadt wahrhaft anzulegen. Und was Leben sei, werde er nur dort kennen lernen, hier sei Alles ein elender Nothbehelf, hier lebe man nicht, hier vegetire man nur.

So sprach sie eine Weile fort, während jeder Herzschlag in ihm: Nein, nein, niemals! rief. Sein Handwerk sollte er aufgeben, das seine Vorfahren ernährt und ihn zu dem gemacht, was er war! Seiner Vaterstadt sollte er undankbar den Rücken kehren, der Stadt, die gerade in dem heutigen Stadium ihrer Entwickelung keinen ihrer strebsamen Bürger entbehren konnte! Loslösen sollte er sich von allen den treuen Freunden seines Hauses, die, wie er jetzt plötzlich fühlte, ihm theurer waren, als er selbst gedacht! Konnte diese Frau ihm überhaupt einen Ersatz bieten für die Opfer, welche sie beanspruchte, diese Frau, von deren kaltherziger Berechnung er eben den Beweis empfangen? Wie blind war er gewesen! Und was war es, was ihm jetzt die Augen geöffnet?

(Fortsetzung folgt.)

Sophie Menter.

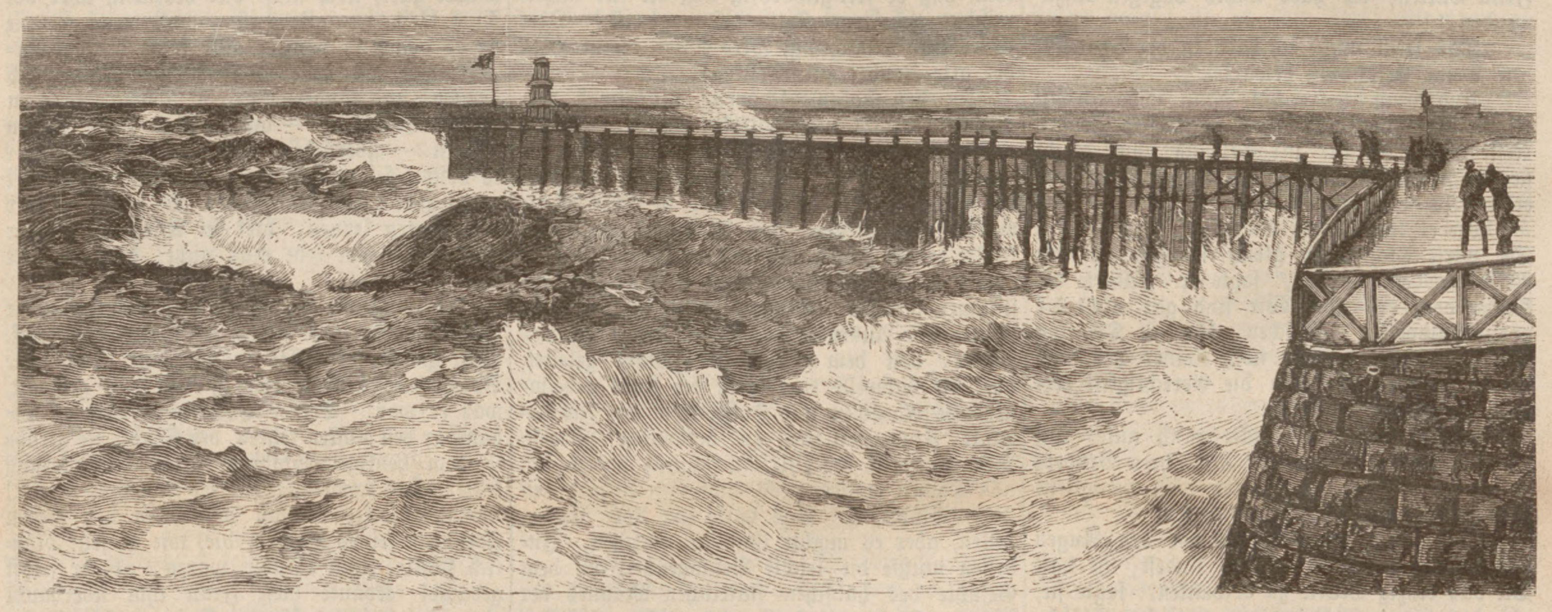
(Mit Porträt auf Seite 329.)

Unter den Klavierspielerinnen der Gegenwart steht Sophie Menter, deren Porträt wir auf Seite 329 bringen, an höchster technischer Vollendung und Glanz der Virtuosität in erster Linie. Am 29. Juli 1850 zu München als Tochter des geschätzten Cello-Virtuosen Joseph Menter geboren, genoß sie eine sehr gediegene musikalische Ausbildung und konnte schon im fünfzehnten Lebensjahre vor dem Publikum ihrer Vaterstadt als Pianistin auftreten. Einen wirklich großen künstlerischen Triumph feierte sie 1867 in Leipzig, als sie aber in Berlin Karl Tausig hörte, wurde sie durch dessen Virtuosität dermaßen gefesselt, daß sie, die man schon eine Meisterin genannt, seine Schülerin wurde und zwei Jahre lang unter ihm auf das Eifrigste studirte. Inzwischen wurde sie vom Fürsten von Hohenzollern zur Hofpianistin ernannt und verbrachte einen Winter zu Löwenberg in Schlesien, wo der musikliebende Fürst eine eigene Kapelle unterhielt, zu deren Konzerten er hervorragende Künstler heranzog. Hier lernte sie auch den Cellisten David Popper kennen, mit dem sie sich am 4. Juni 1872 zu Wien verheirathete; jedoch ist diese Ehe nach sieben Jahren wieder getrennt worden. Die Künstlerin hatte nunmehr eine Höhe der Vollendung des Spiels und der geistigen Wiedergabe erreicht, daß sie auf ihren zahlreichen Kunstreisen überall Triumphe feierte und zum Liebling des Publikums wurde. Auch an Auszeichnungen gekrönter Häupter fehlt es der genialen Virtuosin, welche selbst ein Franz Liszt als ein „Klavier-Genie von Gottes Gnaden" bezeichnete, nicht: Kaiser Franz Joseph ernannte sie zur Kammerpianistin; König Oskar von Schweden schmückte sie im Konzertsaale mit dem goldenen Kreuz für Kunst und Wissenschaft, und der König von Dänemark verlieh ihr die goldene Verdienstmedaille am Bande des Danebrog-Ordens.

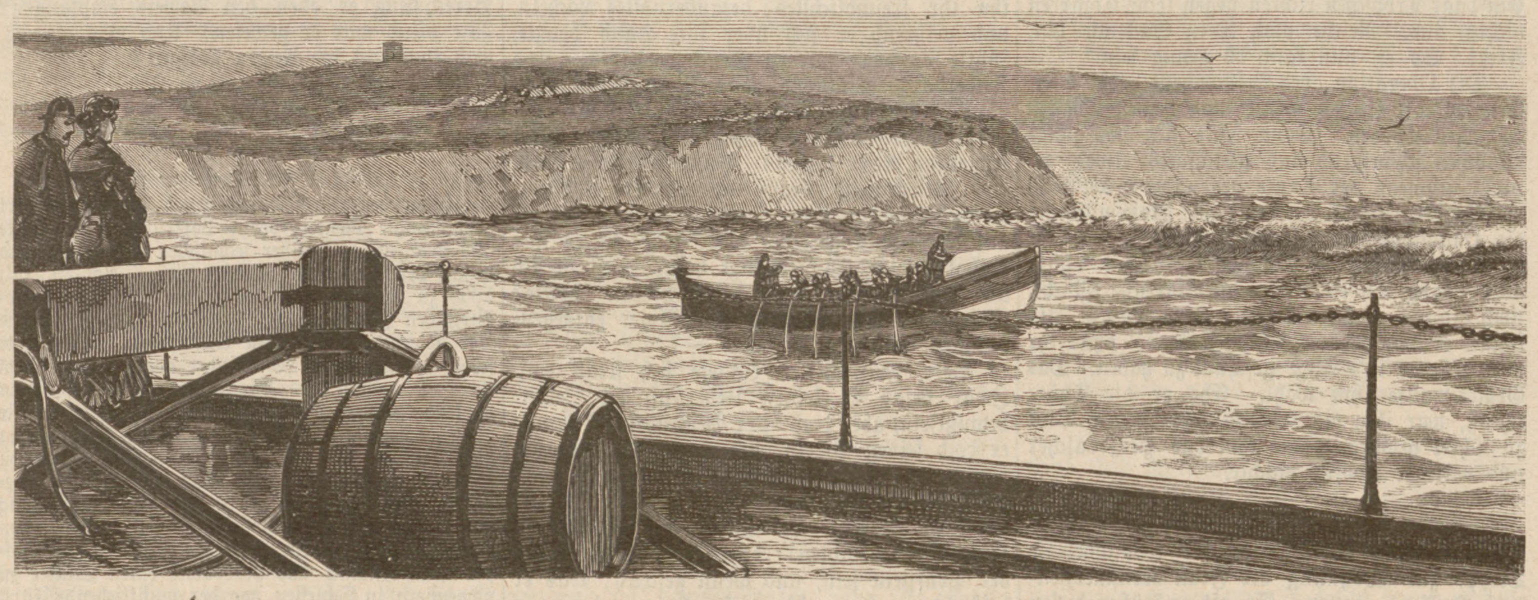
Die Beruhigung der Meereswogen durch Oel.

(Mit 2 Abbildungen.)

In neuerer Zeit sind in England interessante Versuche mit einem von Shields aus Perth ersonnenen Verfahren, Oel als Mittel zur Beruhigung der Meereswogen zu verwenden, angestellt worden. Dieselben fanden im Hafen von Folkestone bei ziemlich rauhem Wetter (siehe das obere Bild) statt. Drei Fässer mit Oel wurden auf die Landungsbrücke geschafft und an jedes eine Bleiröhre geschraubt, die bis auf den Meeresgrund reichte und sich dort noch einige hundert Fuß weit erstreckte. Diese Hauptröhren hatten in gewissen Abständen aufrechtstehende, durch nur nach außen sich öffnende Ventile gegen das Eindringen des Wassers geschützte Seitenröhren. Nun wurde mittelst einer mit den Fässern verbundenen Druckpumpe das Oel aus den Röhren hinausgetrieben. Schon nach kurzer Zeit machte sich zum Erstaunen aller dem Schauspiel Beiwohnenden die sänftigende Wirkung des Oeles auf die Meereswogen bemerkbar. Ein voll bemanntes Rettungsboot, welches bisher von den Wogen im Hafen tüchtig hin und her geworfen worden war, glitt, nachdem die drei Fässer mit Oel entleert waren, auf der beruhigten Oberfläche des Wassers (siehe die untere Illustration) dahin, ohne auch nur noch eine einzige Spritzwelle über Bord zu bekommen. Der Hafen von Folkestone, welcher seiner offenen Lage wegen sonst von jeder heftigen Bewegung des Meeres besonders zu leiden hat, lag fast so glatt da, wie ein Teich, während außerhalb der Oelgrenze die Wogen nach wie vor heftig auf und nieder gingen. Die Wirkung hielt eine volle Stunde an, die Kosten waren nur äußerst geringe.



Ein bei Folkestone gemachter Versuch, durch Oel die Meereswogen zu beruhigen: Die See vor Anwendung des Oels.



Ein bei Folkestone gemachter Versuch, durch Oel die Meereswogen zu beruhigen: Die See nach Anwendung des Oels.

Hirt und Edelmann.

Korsisches Charakterbild.

Von

E. Spielmann.

Maria Nikkolosa war das schönste Mädchen ihres Dorfes — freilich auch das ärmste. Nicht einmal die erbärmliche Lehmhütte, in der sie mit ihrer Mutter, Nikkolo Jarino's Wittwe, wohnte, gehörte dieser als Eigenthum. Für schweren Zins nur hatte Mutter Jarini Hütte und Feld von dem Sor (Signor, Herr) von Crivello, dem Herrn des Dorfes, gepachtet.

Der Sor hatte länger als zehn Jahre in Bastia, der größten und bedeutendsten Stadt der Insel Korsika, gelebt, und zwar sehr wüst, wie man einander im Dorfe zuflüsterte. Erst vor wenigen Wochen war er heimgekehrt, um sich zu verheirathen und dann für immer in seinem Dorfe zu bleiben.

Hart, herrisch und tyrannisch von Charakter, feig dabei obendrein — letzteres eine Eigenschaft, die dem Korsen insbesondere verächtlich erscheint, an einem Edelmann aber doppelt — hatte der Sor wenig Liebe in seinem Dorfe gefunden, wenn natürlich auch kaum Einer wagte, seiner Abneigung gegen ihn offen Ausdruck zu geben. Denn wer von den Dorfleuten nicht unmittelbar in des Sor's Diensten stand, war ihm doch als Pächter eines seiner Felder zinspflichtig.

Nur Maria Nikkolosa, auf die er seine Augen geworfen, der er seine Hand angetragen, Maria Nikkolosa, das bettelarme Mädchen, hatte aus ihrer Abneigung gegen ihn keine Minute ein Hehl gemacht, hatte ihm gerade heraus gesagt, daß sie ihn nicht liebe, und seinen Heirathsantrag abgewiesen trotz ihrer Armuth.

Wenige Tage vor dem großen Wettrennen, das die Pferdehirten der Herren einer Anzahl Dörfer alljährlich abhielten, und das diesmal zu Ehren der Heimkehr des Sor's von Crivello in dessen Dorfe vor sich gehen sollte, stand der Sor wieder einmal in der Hütte der Wittwe Jarini, mit den Augen Maria Nikkolosa fast verschlingend und in seiner harten und herrischen Manier auf sie einredend.

„Ich liebe Euch nicht, Sor Crivello," entgegnete Maria. „Ihr wißt das, da ich es Euch bereits mehr als einmal gesagt habe. Ihr wißt auch, daß ich Gian liebe, ihm mich versprochen habe, denn daraus machte ich Euch kein Geheimniß. Weshalb also dringt Ihr immer auf's Neue in mich, Ihr verschwendet nutzlos Eure Worte!"

„Nutzlos, mein Täubchen? Nutzlos, meinst Du? Hm, ich denke nicht! Ich meine vielmehr, sicher zu sein, daß Du Dich schon noch

Humoristisches: Wie Gottlieb Pieper in Neumarkt die Cholera eingeschleppt hat.

Von **Max Scholtz.**



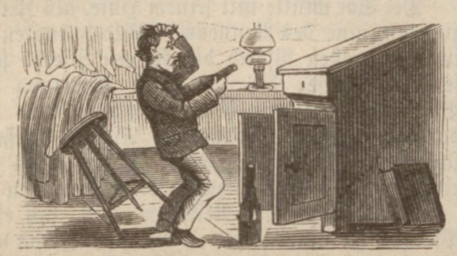
Eines Tages bekam der alte Strumpfwirker Pieper in Neumarkt, welcher in der Seilergasse sein Geschäft von allerhand Wollsachen und Kurzwaaren hatte, von einem Geschäftsfreunde aus Erkenntlichkeit für eine besondere Gefälligkeit vier Flaschen guten alten Portwein geschenkt. Um denselben nun zu sichern vor seinem naschhaften Sohne Gottlieb, gebrauchte der alte Pieper die List, auf jede Flasche einen Zettel zu kleben, worauf deutlich geschrieben stand: † † † „Choleragift zur Vertilgung von Ungeziefer."



Kein Mensch hat von diesen vier Flaschen etwas gewußt, und Pieper hatte sie ganz hinten in seinem Bücherschränkchen wohl versteckt und hat nur immer ein kleines Schnapsgläschen von dem starken Getränk heimlich genossen, wenn ihm etwas flau um den Magen war. Eines Tages nun mußte er in Geschäften einmal verreisen und übergab das Geschäft seinem Sohne Gottlieb, welcher bald zwanzig Jahre alt war und deshalb den Vater zur Noth schon einmal vertreten konnte.



Gottlieb hatte auch den Tag über vollauf zu thun, um die Kunden alle abzufertigen, und als es nun Abend wurde und er das große Contobuch in das Schränkchen stellen wollte, kommt es ihm vor, als ob darin etwas geklirrt habe. Er faßt sogleich tiefer hinein und fördert eine große Flasche hervor. Zuerst glaubt er, daß es Tinte sei, als er aber den Korken herauszieht und riecht, duftet's ihm gar lieblich wie purer Wein entgegen und ohne Besinnen trinkt er, und trinkt, bis die Flasche total leer ist.



Und wieder greift er in's Spind und holt die zweite Flasche hervor und trinkt, als ob es Wasser wäre, bis die Mutter die Lampe in's Geschäft getragen bringt. Als die Mutter ihn fragt, was er da mache, sagt er ganz dreist, daß der Vater ihm geheißen habe, das Bücherspind aufzuräumen, und die gute Mutter geht ahnungslos wieder fort. Gottlieb grinste vor Freude über seine Schlauheit, aber sein Grinsen verschwand, als er plötzlich beim Lampenschein die Etikette der Flaschen zu lesen bekommt.



Da stand ganz deutlich unter drei Kreuzen: „Choleragift zur Vertilgung von Ungeziefer." Fast zwei Flaschen hatte er ausgetrunken, und er wird vor Schreck so blaß wie die Wand und läßt die Flasche fallen und krümmt sich jammernd auf der Erde wie ein Wurm. Es fing ihm schon an im Kopfe zu drehen, was er für ein Zeichen der herannahenden Cholera hielt. Jetzt wird ihm schwarz vor den Augen und er jammert händeringend: „Ich hab se, ich hab se, Hilfe! Hilfe!"



Alsbald kommen die Leute von der Straße herein, doch als sie hören von der Cholera, welche damals gerade in benachbarten Dörfern herrschte, reißen sie gleich wieder aus und machen die ganze Straße rebellisch. Als Gottlieb nun sieht, daß ihm Keiner helfen mag, stürzt er in Todesangst taumelnd auf die Gasse und bei dem Nachbar Heftelmayer in die Stube, welchem er sogleich um den Hals fällt und schreit: „Retten Sie mich, Herr Heftelmayer, ich habe die Cholera!"



Doch jener hört kaum das Wort Cholera, als er entsetzt aufspringt und den Cholerakranken zur Thür hinauswirft. Gottlieb in Todesangst stürzt sogleich in's nächste Haus, aus welchem er nach einigen Minuten ebenfalls wieder herausgeflogen kommt. Nunmehr ist die ganze Gasse in Aufruhr, und es ist bald kein Haus mehr, aus welchem Gottlieb nicht herausgeflogen wäre, aber Alle, die er angerührt hatte, und wo er gewesen war, legten sich alsbald todtkrank vor Schreck zu Bett.



Alle Hausthüren waren fest verrammelt und als um zehn Uhr der Nachtwächter kommt, findet er einen jungen Menschen im Rinnstein liegen, steif und starr und anscheinend mausetodt. Weil nun die Cholerageschichte in der ganzen Stadt schon ruchbar gewesen ist, rennt der Wächter voll Angst nach der Polizei, um zu melden, daß in der Seilergasse eine Choleraleiche im Rinnstein liege, worauf die Polizei sogleich mittelst einer Trage die Leiche nach dem Bahrenhause transportiren läßt.



Gleichzeitig wurde die ganze Seilergasse vom Verkehr abgesperrt, und als am anderen Morgen früh der alte Pieper nach Neumarkt zurückgefahren kommt, darf er wegen der Cholera nicht mehr in sein Haus zurückkehren. Auf sein Befragen erzählt ihm der wachhabende Stadtsoldat, daß sein Sohn, der Gottlieb, von der Seuche zuerst befallen worden sei und dieselbe in alle Häuser geschleppt habe, so daß gegen achtzig Menschen an der Cholera erkrankt seien, der Gottlieb selbst liege schon als Leiche im Bahrenhause.



Als der alte Pieper den ersten Schreck überwunden hat, fängt ihm plötzlich ein Licht an aufzudämmern, und er rennt in aller Eile sogleich nach dem Kirchhofe, woselbst er in einer Ecke die Todtengräber beim Ausschaufeln eines Grabes für seinen Sohn antrifft, denn der Magistrat hatte noch in der Nacht die Beerdigung der Leiche befohlen. Pieper theilt nun den ihm bekannten beiden Todtengräbern seine Vermuthungen über die Entstehung der fraglichen Krankheit mit, und als er ihnen einen Thaler bietet, führen sie ihn an die Leiche seines Sohnes.



Schon von einiger Entfernung hört er denselben schnarchen wie eine Sägemühle, und die beiden Todtengräber wundern sich nicht schlecht, daß die Leiche schnarchen kann. Pieper geht nun an die Bahre heran, packt seinen Gottlieb an der Nase, schüttelt ihn und fragt: „Gottlieb, Gottlieb, wie viel Flaschen Choleragift hast Du ausgetrunken?!" — „Zwei Flaschen," jammert die Leiche, „Hilfe, ich muß sterben, ich bin schon todt!" Damit dreht sich Gottlieb auf die andere Seite und schnarcht weiter wie ein Gewitter.



Der Alte aber nimmt den Peitschenstock und schlägt auf dem todten Leichnam herum wie ein Hagelwetter und schreit dabei: „Biste noch todt!? biste noch todt!?" Da springt Gottliebchen mit beiden Beinen zugleich von der Bahre, rennt die beiden entsetzten Todtengräber über den Haufen und stürzt zum Bahrenhause heraus. Der alte Pieper erwischte ihn aber noch am Kragen und schrie: „Ich werd' Dir sagen, wo de hast und was de bist: Portwein biste und besoffen haste!!" — Als diese Auferstehungsscene in Neumarkt bekannt geworden war, genasen auf einmal gegen achtzig Bewohner der Seilergasse von der Cholera.

besinnen und meine Liebe und meine Hand annehmen wirst, Maria Nikkolosa." Dann wandte er sich an die Mutter des Mädchens und seine Stimme klang noch härter und greller als vorher. „Am Donnerstag haben wir das Fest des Pferderennens, heute ist Montag, am Festtage wünsche ich Maria Nikkolosa meinen Festgästen als meine Braut zu präsentiren, Mutter Jarini. Habt Ihr's gehört?"

„Ach, Sor! Sor! Was wollt Ihr mit dem armen Mädchen?" rief die alte Frau beschwörend. „Findet Ihr doch leicht in Bastia oder wo sonst es Euch beliebt zu suchen, eine viel schönere, viel bessere Gattin. Laßt doch dem armen Gian das Mädchen. Sie liebt ihn doch einmal und hat sich ihm versprochen."

„Gian das Mädchen lassen? Ich, der Sor von Crivello, einem erbärmlichen Pferdehirten, einem meiner eigenen Leute weichen? Du scheinst mir ein wenig verwirrt im Kopfe zu sein, Mutter Jarini, wie Dein liebetolles Töchterchen. Einem solchen Lumpen soll ich das Mädchen lassen?" Und mit verächtlichem Lächeln spuckte der Sor aus und schnippte mehrmals mit den Fingern.

Maria Nikkolosa wurde dunkelroth vor Zorn und ein böses Wort saß ihr auf der Zungenspitze. Aber sie drängte es zurück und sagte nur, dem Sor fest in die Augen sehend: „Es steht Euch schlecht an, Sor Crivello, Euren Vetter zu beschimpfen, wenn er auch nur ein armer Pferdehirt in Euren Diensten ist."

„Ganz recht, Täubchen! Er ist mein Vetter, wie ja auch der Esel sich rühmt, des Pferdes Vetter zu sein!" entgegnete mit schnödem Hohn der Sor. „Aber genug von diesem Lump. Wie gesagt, Mutter Jarini: am Donnerstag wünsche ich den Nachbarn, die zum Fest kommen, Maria Nikkolosa als meine Braut vorzustellen. Ich erwarte, Du wirst Dein Recht als Mutter geltend machen und das Mädchen noch zur Vernunft bringen. Seit fünf Jahren schuldest Du mir den Zins. Just hundert Lire! Willigt Nikkolosa bis Donnerstag nicht ein, die Meine zu werden, so lasse ich die Hütte zuschließen und Ihr könnt Euch ein anderes Obdach suchen."

„Erbarmen, Sor! Das kann Euer Ernst nicht sein! Ein Scherz, Sor Crivello, ein — ein grausamer Scherz nur!" jammerte Mutter Jarini.

„Laß ihn, Mutter!" grollte Maria Nikkolosa. „Wir können nach Bastia gehen, es gibt dort Dienste genug für mich, und Du weißt, daß ich arbeiten kann."

„Vortrefflich, Täubchen," höhnte der Sor, „vortrefflich das, nach Bastia in den Dienst gehen. Aber einstweilen wird es doch noch nicht sein können, daß Du so nach Bastia gehst. Wirst doch zunächst Deiner Mutter die hundert Lire in meinen Diensten abverdienen helfen. Wähle, Schätzchen, wähle! Sora Crivello oder Magd — eins von beiden! Ich denke, Pater Antonio spricht am Donnerstag Morgen den Segen über unser Verlöbniß, und das Fest begrüßt Dich als meine Braut!"

Mit diesen Worten ging Sor Crivello höhnisch grinsend davon.

Als Gian am Abend eine Stunde von seinen Pferden sich fortstahl und in die Hütte kam, fand er zwei weinende, jammernde Frauen.

Gian war von der Natur offenbar für Maria Nikkolosa bestimmt. Er war ein schmucker Bursch, ein echter Korse vom Scheitel bis zur Zehe; kühn, tapfer, listig, ein Reiter, wie kein Zweiter in der ganzen Gegend gefunden wurde. Das wohlhabendste Mädchen im Dorfe hätte Gian keinen Korb gegeben, ungeachtet er blutarm und nur ein Pferdehirt war.

Nachdem er aus dem Jammer und den Thränen der Frauen die Drohung des Sor herausgebracht, sagte er entschlossen: „Ich werde mit ihm sprechen, wenn er ein Mensch ist und ein Herz hat, muß er meinen Bitten Gehör geben."

„Geh', Gian, geh'! Die Heiligen mögen sein Herz erweichen und Deinem Flehen Eingang bei ihm verschaffen!" flüsterte unter bitteren Thränen das Mädchen und ließ den Bräutigam aus ihren umschlingenden Armen.

Schlaflos verbrachte Gian in der Strohhütte bei dem Pferch, in den er zur Nacht seine Pferde getrieben, die Stunden bis zum Sonnenaufgang. Im Dorfe läutete es eben zur Frühmette, als er schon vor dem Sor stand.

„Vetter!" sagte er mit fliegendem Athem, „Vetter! —"

„Der Teufel ist Dein Vetter, Tölpel, nicht ich!" unterbrach ihn der Edelmann. „Was willst Du?"

„Laßt mir mein Mädchen, Sor, Maria Nikkolosa, meine versprochene Braut, Sor!"

„Dacht' ich's doch!" fuhr der Edelmann in wildem Zorn auf, „dacht' ich's doch, daß auch der Tölpel von Liebhaber noch kommen wird mit Jammern und Flehen! Pack' Dich fort zu Deinen Pferden, fort, auf der Stelle, oder ich hetze Dich mit den Hunden aus dem Hause!"

„Sor, um der Barmherzigkeit Christi willen — laßt mir mein Mädchen!" flehte Gian und fiel vor dem Edelmanne auf die Kniee.

Statt aller Antwort pfiff der Edelmann den Hunden.

„Faßt an! Faßt an!" zischte er.

Aber die Hunde sprangen nur wedelnd an Gian empor und leckten ihm Gesicht und Hände.

„Ihr seht, Sor, die Hunde sind mitleidiger als Ihr!"

Wüthend griff der Edelmann nach einer der langen Flinten, die an der Wand hingen.

„Hinaus, Hund! Hinaus, sage ich! Oder —" Er legte die Flinte an die Backe.

„Euer letztes Wort, Sor?"

„Maledetto! Mein letztes! Und sage der Mutter Jarini noch einmal: Maria Nikkolosa wird entweder bis Donnerstag die Braut des Sor von Crivello, oder sie wird von diesem Tage an seine Dienerin sein!"

Und der Edelmann stieß ein hämisches Lachen aus.

Niedergeschmettert, trostlos preßte Gian die Hände vor das Gesicht. Heiß und unaufhaltsam quollen dicke Thränen zwischen seinen Fingern hervor. Dann sprang er plötzlich auf und verließ stumm das Haus. — — —

Der verhängnißvolle Donnerstag war herangekommen. Seufzend sprach Pater Antonio am Morgen den Segen über das Verlöbniß des Sor Crivello mit Maria Nikkolosa. Nur mit schwerem Herzen erfüllte der alte Pater seine Amtspflicht. Liebte er doch Gian, den armen Burschen, und ging es ihm doch bitter nahe, ihm sein Mädchen so schändlich entrissen zu sehen. Aber hätten Maria Nikkolosa und Mutter Jarini sich dem Sor widersetzen können, dem die brutale Macht des Geldes Gewalt über sie gegeben?

Um des Jammers der alten Mutter willen hatte Maria Nikkolosa gebrochenen Herzens ihre Hand dem Sor zum Verlöbniß gereicht, in widerstandsloser Resignation seinen Kuß geduldet. —

Eine Stunde später hatte Pater Antonio dem unglücklichen Gian die Beichte abzunehmen.

Ob der Pater die Absolution ertheilt hatte? Es schien nicht so. Gian verließ das kleine Gotteshaus, bleich wie der Tod, aber auf seinem Antlitz jenen finsteren Ausdruck des Muthes der Verzweiflung, den ein unwiderruflich gefaßter Entschluß dem Gesicht eines Unglücklichen aufzuprägen pflegt.

Das Fest des Pferderennens hatte begonnen. Aus den Dörfern der ganzen Gegend waren die Edelleute als Gäste des Sor von Crivello gekommen. Mit Erstaunen hörten sie aus des Sor's Munde seine am Morgen vollzogene Verlobung, mit Bewunderung betrachteten sie Maria Nikkolosa's Schönheit, die selbst durch das unsagbare Weh, welches ihr das Herz zusammenkrampfte, nicht beeinträchtigt werden konnte.

Die benachbarten Edelleute hatten ihre Pferdehirten und eine Anzahl Pferde mitgebracht. Auch die Dörfler waren erschienen, Alle im Schmuck der Festkleider, die Männer auch in dem der Waffen, wie es freien Korsen ziemt. Ueber dem Rücken trugen sie die lange Flinte, auf der linken Hüfte hing das Pistol, im Gürtel steckte das Stilet.

Auf dem großen Grasplan, der an der Ostseite des Dorfes in weiter Ausdehnung sich erstreckte, war ein Raum abgezäunt, in dem die Pferde sich befanden; in der nächsten Nähe dieses Raumes war die Rennbahn abgesteckt. Am Anfang derselben erhob sich auf einem Gerüst von Pfählen und Brettern eine Laubhütte für den Herrn des Dorfes, der zugleich heute auch der Preisrichter war, für den Sor Crivello und seine Gäste.

Der Sor winkte mit seinem Hute, als Zeichen zum Beginne des Rennens. Wild drängten sich in dem großen Pferch die kleinen Pferde jener feurigen Rasse, die aus einer Kreuzung von Berberhengsten mit dem korsischen Pferd hervorgegangen ist, sprühenden Auges, beißend, schlagend. Keines der Thiere hatte je bis jetzt einen Zügel gefühlt, einen Reiter getragen.

Die Aufgabe der Reiter war es, sich eines Pferdes zu bemächtigen, ihm den Zaum aufzuzwingen, es im Reiten zu bändigen, dann an den Strick, der die Bahn einstweilen sperrte, heranzureiten, dort so lange zu halten, bis alle Reiter beisammen waren, und dann, nachdem auf ein gegebenes Zeichen der Strick gefallen, die Bahn zu durchfliegen.

Zwanzig Pferde waren in dem Pferch. Die doppelte Zahl von Hirten stürzte sich, da die Betheiligung Jedem freistand, auf das gegebene Zeichen unter dem Jauchzen und Schreien der Menge hinein in die Umzäunung und auf die Pferde zu. Nach Verlauf einer Stunde bäumten sich, wild noch und wüthend, aber doch bezwungen, neunzehn Pferde unter ihren Reitern am Strick der Bahn. Allen Anstrengungen der Hirten aber spottete das letzte Pferd. Auch die Kühnsten erlahmten schließlich an dessen anscheinender Unbezwinglichkeit.

„Wo ist Gian?" rief die Menge. „Gian wird den Hengst bezwingen!"

An den Bildstock einer Madonna gelehnt stand Gian. Seine Augen ruhten auf Maria Nikkolosa, die bleich und irren Blickes neben dem Sor im Sessel auf der erhöhten Bühne saß.

„Gian! Gian!" tobte die Menge.

Einen Augenblick kniete Gian nieder vor dem Bilde der Mutter Gottes, im nächsten stand er im Pferch. Der Hengst bäumte sich hoch auf, als der neue Angreifer auf ihn zukam, drehte sich in pompösem Schwung auf den Hinterfüßen herum, durchmaß dann im Galop ein paarmal den Pferch und blieb darnach stehen, stolz die Mähne schüttelnd, und mit den stahlharten runden Hufen der Vorderbeine den Boden hackend — bereit zum Kampf gleichermaßen, wie zur Flucht.

Gian warf sich platt auf den Boden, in der Menge herrschte athemloses Schweigen. Schnaubend trabte nach einer Weile der Hengst, wie erstaunt über die plötzliche Stille und zugleich dadurch etwas beruhigt, neugierig an den auf dem Boden Liegenden heran. In einiger Entfernung von ihm blieb er stehen, warf den Kopf auf und nieder und zog pfeifend den Athem ein. Näher kam er und näher. Gian rührte sich nicht.

Jetzt war das Thier ganz nahe heran, seine schnaubenden Nüstern senkend, berührte es fast die bewegungslos daliegende Gestalt. Da —

ein Meistersprung! Auf dem Rücken des Hengstes saß Gian, die Muskeln seiner Schenkel preßten die Lungen des Thieres zusammen, daß es, nach Luft schnappend, mit weit geöffnetem Maule den Kopf in die Höhe streckte.

Der eiserne Druck der Schenkel des Reiters ließ nach, und in rasender Carrière schoß sofort das Pferd ein paarmal durch den Raum, bäumte sich dann, drehte sich auf den Hinterfüßen, bockte, suchte die fremde Last an die Wand des Pferches zu drücken und sich auf alle Weise derselben zu entledigen. Aber fest, wie mit ihm zusammengewachsen, saß Gian auf dem Pferde und ließ es austoben. Nur von Zeit zu Zeit, ihm den Herrn und Meister zu zeigen, preßte er die Schenkel zusammen, und nach Athem ringend stand jedesmal der Hengst, wie vom Blitz getroffen, auf die Stelle gebannt.

Gian hatte den Zaum, der an seinem Gürtel hing, gelöst. Wieder stand der Hengst unter dem Druck der Schenkel seines Reiters. Ein Wurf — ein Zug! Im Maul des Hengstes lag das scharfe Gebiß, im Zaum steckte sein Kopf — die Hand des Reiters hielt die Zügel.

Vielhundertstimmiges Jauchzen der Menge und stürmische Hochrufe auf Gian durchbrausten die Luft

Noch zwei-, dreimal umkreiste der Reiter auf dem schweißtriefenden, mit Schaumflocken bedeckten gebändigten Hengst den Pferch, dann winkte er mit der Hand, die Pforte zu öffnen, und flog aus dem Pferch hinaus, vor die Laubhütte des Sor und seiner Gäste. Hart an der kleinen Treppe, die zu dem erhöhten Podium der Laubhütte hinaufführte parirte er mit einem Ruck sein Pferd.

Der Sor war von der Estrade herunter gekommen und stand auf der untersten Stufe. In seiner Hand hielt er den ersten Preis für den Sieger im Rennen, eine silberbeschlagene Flinte. In dem befriedigenden Gefühl, Maria Nikkolosa errungen zu haben, und stolz auf seinen Hirten, der diejenigen aller Nachbarn geschlagen hatte, war er nunmehr gegen Gian ganz Güte und Herablassung.

„Glück zu, Gian!“ redete er ihn an. „Sieh' hier den ersten Preis, Du wirst ihn gewinnen, wirst auch im Rennen der Sieger sein, wie Du bereits der Einzige warst, der den wilden Hengst zu bändigen vermochte.“

„Sor!“ sagte Gian tiefen Tones mit bebender Lippe, „Sor! Ich will Euch dienen mit Leib und Leben die Zeit meiner Tage, nie sollen Eure Pferde besiegt werden, nie sollt Ihr einen treueren, einen ergebeneren Knecht haben, als mich — aber um der Wunden des Heilandes willen, Sor, gebt Maria Nikkolosa frei!“

„Unverschämter!“ schrie bleich vor Zorn und Wuth der Edelmann, „noch einmal wagst Du es?“

„Ihr wollt mein Flehen nicht erhören, Sor?“

„Fort, Schuft! Reite, wie's Dein Handwerk ist, und die Flinte soll Dir werden, wenn Du siegst!“

Mit verhaltenem Athem lauschte die Menge dem Wortwechsel, während die Edelleute sich verwundert ansahen.

„Maria Nikkolosa!“ rief jetzt lauten Tones Gian, „Maria Nikkolosa! Hast Du freiwillig dem Sor von Crivello Deine Hand zum Verlöbniß gereicht! Sage es hier vor allen Versammelten!“

Maria Nikkolosa fuhr bei dem Klang der theuren Stimme empor aus der Apathie, in der sie bisher, das Angesicht halb mit dem Schleier verhüllt, dagesessen hatte, und blickte wirren Blickes auf Gian.

„Nein! Nein! Nimmermehr freiwillig, Gian! Du weißt es ja, wie er die Mutter, wie er mich zu zwingen wußte!“ rang es sich von ihren zitternden Lippen.

„So bist Du noch immer mein? Meine Braut, wie Du es gewesen bist, seit Du Dich mir verlobt mit Herz, mit Hand und Mund?“

„Ich bin es, Gian! Ich bin es!“

„Ihr habt's gehört, Sor! Gebt mir meine Braut zurück!“

„Schuft! Elender Schuft!“ zischte der Edelmann bebend vor Wuth und faßte nach dem an seiner Hüfte hängenden Pistol.

„Nun denn, Sor Crivello! Ihr und ich zugleich!“ rief Gian mit schrillem Tone, während er das auf ihn gerichtete Pistol in die Höhe schlug, so daß der Schuß über ihn hinweg in die Luft ging, packte mit eiserner Faust den welken Wüstling beim Gürtel und ihn wie ein Bündel Lappen vor sich über das Pferd werfend, sprengte er, ehe nur die Gäste auf der Estrade und das Volk unten recht begriffen, was geschah, in wildestem Jagen davon.

Entsetzt starrten die Edelleute, starrte die Menge dem Reiter nach, der mit der rechten Faust den vor Angst halbtodten Sor vor sich fest hielt und mit dem in der Linken befindlichen Stilet den Hengst zu rasendem Laufe anstachelte. Ohnmächtig war Maria Nikkolosa auf den Boden der Estrade hingesunken.

„Die Rache!“ murmelten die Gäste, denen der Vorgang hinreichend klar war. „Er reitet mit dem Sor, der ihm die Braut geraubt, in den Sumpf, tödtet den Feind und sich zugleich!“

Keine Hand regte sich, die Rache zu hindern. Kein Korse hätte das gethan.

Ueber den Grasplan dahin mit seinem Reiter raste der Hengst. Immer neu stachelte ihn Gian's Stilet zu wüthender Carrière. In einen unergründlichen, mit trügerischem schwankendem Graswuchs bedeckten Sumpf lief der feste Wiesenplan aus. Noch ein halbes hundert Sprünge des galopirenden Renners und die bodenlose Tiefe mußte Roß und Reiter verschlingen.

Da — wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich, in der Hand das Kruzifix hoch erhoben, vor dem Reiter und seinem Opfer der alte Pater Antonio. Erschreckt bäumte sich das Pferd hoch auf, mit kräftiger Hand packte der Pater den Zügel und riß es herunter, in plötzlichem Schreck über das Unerwartete drückte auch Gian fast unwillkürlich die Schenkel zusammen und das mit fliegenden Flanken athmende Pferd stand.

„Dein Beichtgeheimniß zu verrathen, verbot mein Priestergelübde, Gian,“ flüsterte der Pater, „aber ich stelle mich zwischen Dich und Deine Rache!“

„Gib Raum, Pater Antonio!“ rief Gian mit düsterer Energie. „Wir sterben Beide — er und ich!“

„Und Maria Nikkolosa! Was wird aus ihr, wenn Dich und den Sor der Sumpf dort verschlungen? Eine arme Wahnsinnige, preisgegeben dem Spott und Hohn der Knaben und Mädchen!“

„Maria Nikkolosa! O Du mein Heiland!“ schrie in heißem Schmerz Gian und ließ den Sor vom Pferde gleiten.

Noch immer seiner Sinne nicht ganz wieder mächtig, richtete sich dieser auf.

„Pater Antonio! Schützt mich mit dem Leib des Erlösers! Ich will nicht sterben — dort im Sumpf! Schützt mich, mein Vater! Schützt mich!“ murmelte er wie geistesabwesend.

„Beruhigt Euch, Sor! Ihr sollt nicht sterben. Aber gebt Gian die geraubte Braut zurück, Sor!“

„Seine Braut? Maria Nikkolosa? Ich gebe sie frei, ich will sie nicht mehr, ich — gebt Euer Kruzifix her, Pater Antonio!“

Der Pater erfüllte sein Begehr und der Sor legte drei Finger seiner Rechten auf den Gekreuzigten.

„Bei den Wundmalen des Erlösers schwöre ich, Maria Nikkolosa frei zu geben!“ murmelte er.

„Ihr habt es gehört, Pater Antonio!“ rief Gian jubelnd, „Ihr habt den Schwur des Sor gehört, Pater Antonio!“

„Ich habe es, mein Sohn, und preise Gott und die Heiligen dafür!“ entgegnete der Pater innig bewegt. „Nun aber zurück zum Feste, zurück wie Ihr gekommen seid.“

Die Gäste des Sor hatten inzwischen die Festhütte verlassen und schickten sich zur Heimkehr an. Maria Nikkolosa war von Nachbarinnen in die Hütte ihrer Mutter gebracht, das Rennen aufgegeben, die Pferde in den Pferch zurückgeführt; aber die von dem Geschehenen erregte Menge wogte auf dem Festplatze noch hin und her, als plötzlich der Hengst mit Gian und dem Sor wieder auf den Plan und vor die Festhütte flog.

Staunend sah es das Volk, staunend kamen die Gäste wieder herzu und staunend hörten Alle die Worte des Sor, der von der Estrade herab laut und vernehmlich, wenn auch mit etwas bebender Zunge noch, verkündete, daß er von seinem Verlöbniß mit Maria Nikkolosa zurücktrete, da er einsehe, daß des Mädchens erzwungene Hand ihn nicht glücklich machen werde. Jetzt aber wünsche er, daß das Fest ungestört seinen Fortgang nehme.

„Evviva der Sor! Evviva Gian! Evviva Maria Nikkolosa!“ scholl es in brausendem Einklang aus hundert und aber hundert Kehlen, die Hirten bemächtigten sich abermals der Pferde und das Rennen begann. Allerdings ohne Gian, denn dieser hielt in Mutter Jarini's Hütte Maria Nikkolosa, die jetzt vor Wonne und Seligkeit schluchzende neugewonnene Braut, in seinen Armen und küßte ihr die Freudenthränen von den Wimpern.

Zu unlösbarem Bunde gab Pater Antonio nach vier Wochen schon das neu vereinte Brautpaar zusammen, der Sor aber hatte noch am Abend des Festtages sein Dorf verlassen und war zurück nach Bastia gegangen, wo er sich bald darnach mit der reichen Wittwe eines Wucherers vermählte.

Mutter Jarini's Schuld zu fordern hütete sich der Sor. Doch Gian war zu stolz, sich das zu Nutze zu machen. Er arbeitete mit verdoppeltem Fleiß, und da der Himmel dem Flachsfeld jetzt besonderen Segen zu schenken schien, gelang es bald, den Sor zu bezahlen und Mutter Jarini von ihrer Schuld zu befreien.

Mannigfaltiges.

Der pfiffige Scharfrichter. — An dem Hofe eines der früheren Kurfürsten von Mainz ereigneten sich öfters Diebstähle, zumal von Silbergeschirren. Als endlich auch ein sehr werthvoller silberner Präsentirteller vermißt wurde, ward die Sache dem Kurfürsten vorgetragen, und dieser fragte, ob man nicht wüßte, wie wohl der Thäter zu entdecken sei. Da nannte man einen vor der Stadt wohnenden alten Scharfrichter als den rechten Mann, weil er beim gemeinen Volke den Ruf habe, dergleichen Diebereien durch geheimnißvolle Mittel auf die Spur zu kommen. Der Mann war ein origineller Kauz. Wie die meisten seiner Standesgenossen spielte er den Wunderdoktor, zugleich lieh er auf Pfänder, kaufte altes Silber und Tressen ein, und dergl. mehr. Der Kurfürst ließ den Mann kommen und fragte ihn, ob er wohl im Stande sei, ihm den Dieb auszumitteln. Der Scharfrichter hatte nun zufällig bereits Kunde von dem Thäter erhalten und antwortete daher in aller Demuth: es würde ihm wohl möglich werden, doch möge der Kurfürst nicht verlangen, daß er ihn nenne, morgen werde er wiederkommen, unterdessen möge der Kurfürst eine Wanne mit klarem Wasser in seinem Zimmer bereit stellen lassen. Des anderen Tages erschien der Scharfrichter wieder vor seinem neugierigen Landesherrn, und auf die Frage: „Was ist nun zu thun?“ entgegnete er: „Wollen Eure kurfürstliche Gnaden nur recht scharf auf das Wasser sehen.“ Der Kurfürst that, wie ihm geheißen. „Was sehen Eure kurfürstliche Gnaden?“ fragte der Scharfrichter. — „Ich sehe nichts als mein eigenes Bild.“ — „Aber ich sehe

den Thäter," rief der Scharfrichter, „und ich werde ihn zeichnen." Bei diesen Worten zog er ein langes Messer hervor und stieß es in den Boden der Wanne. „Nun ist er am Kopfe gezeichnet und Eure kurfürstliche Gnaden werden denselben schon unter Ihren Dienern ausmitteln." Damit empfahl sich der Wundermann. Der Kurfürst ließ nun seine gesammte Dienerschaft hereinkommen und betrachtete Jeden einzeln. Als er seine Blicke auf einen der Lakaien richtete, bemerkte er bei demselben ein Pflaster auf der Stirne. „Du bist gezeichnet! Woher hast Du diese Wunde?" rief der Kurfürst voller Zorn. „Gestehe!" — Der Lakai fiel zitternd auf die Kniee und bekannte sein Verbrechen. Der Kurfürst befahl ihm, sich augenblicklich zu entfernen und ihm nie mehr vor die Augen zu kommen. Voll Neugierde beschied dann der Kurfürst den Scharfrichter abermals zu sich und befahl ihm: „Erklärt mir, wie das Alles zugegangen!" — „Ganz natürlich," entgegnete der Scharfrichter; „ich bin erfreut, daß Eure kurfürstliche Gnaden den Dieb selbst entdeckt haben. Er kam nämlich zu mir und bot jenen Präsentirteller zum Kaufe an. Da ich aber an dem kurfürstlichen Wappen sogleich gestohlenes Gut erkannte, ließ ich den armen Sünder hart an und redete ihm so scharf in's Gewissen, daß er, den Teller unter den Rock eingeknöpft, sich ganz betroffen davon machte. In seiner Gemüthsbewegung übersah er einen Haufen Pflastersteine, stolperte, fiel und schlug sich eine Wunde an der Stirn. Blutend kam er zu mir zurückgelaufen und beschwor mich, ihn zu verbinden und nicht zu verrathen. Ich that Alles, was Christenpflicht verlangt und habe so auch den armen Sünder Eurer kurfürstlichen Gnaden nicht genannt." [C.]

Immer derselbe. — Ein alter Wucherer lag im Sterben und erkannte schon seine Umgebung nicht mehr. Der Geistliche trat an sein Bett und hielt ihm ein Kruzifix hin. „Ist es von echtem Silber?" fragte der Wucherer. — „Nein," lautete die Antwort. — „Dann kann ich nichts darauf borgen!" sprach der Wucherer und starb. W. L.

Der Flensburger Löwe am Wannsee bei Berlin.

(Mit Abbildung.)

Einen Anziehungspunkt für die Besucher der reizenden Havelbucht zwischen Potsdam und Spandau welche der Wannsee genannt wird, bildet der historische Flensburger Löwe (siehe unsere Abbildung), der ursprünglich auf dem Friedhofe zu Flensburg als Zeichen des Triumphes der Dänen über die von den deutschen Stammesgenossen preisgegebenen Schleswig-Holsteiner stand. Als nun am 7. Februar 1864 Flensburg durch die verbündeten Preußen und Oesterreicher besetzt wurde, zerschlugen die Schleswiger jubelnd das Denkmal der Schmach, den „geschorenen Pudel", wie sie den Löwen höhnend nannten. Die Stücke kamen dann nach Berlin, wo das Denkmal wieder zusammengesetzt und als historische Erinnerung nunmehr im Hofe des Zeughauses aufgestellt wurde. Bei der Umwandlung des letzteren in eine Ruhmeshalle wurde es von dort an das Ufer des Wannsee's versetzt, wo es auf dem höchsten und schönsten Aussichtspunkte Aufstellung gefunden hat. Der Löwe selbst ist aus Bronze gegossen, aber nicht massiv, sondern hohl, und ruht auf einem mächtigen Sandsteinsockel, dessen Vorderseite ein ebenfalls in Bronzeguß ausgeführtes Reliefporträt des Generalfeldmarschalls Prinzen Friedrich Karl von Preußen ziert. So bildet jenes 1864 als monumentale Kriegstrophäe heimgebrachte Denkmal jetzt gewissermaßen eine Huldigung für den verstorbenen Sieger von Düppel und Alsen, dessen Besitzungen Dreilinden und Glienecke in unmittelbarer Nähe des Wannsee's liegen.

Der Flensburger Löwe am Wannsee bei Berlin.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Wörter sind auch Schwerter.

Kapsel-Räthsel.

Ob ich in mir auch hege Neid,
So dankst Du mir doch Rock und Kleid;
Weht aber diesen Fehler fort
Der West, einnehmend seinen Ort,
Dann eint mich Dir als blutsverwandt
Der treuen Liebe festes Band.

M. Paul.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Silben-Räthsel.

am, au, ber, bi, cog, fa, gau, go, hu, il, men, mer, mum, nac, o, öl, ro, sa, sen, trab, us.

Aus den vorstehenden Silben sind acht Wörter zu bilden, welche bezeichnen:

1) Ein geistiges Getränke. 2) Einen männlichen Vornamen. 3) Ein Parfüm. 4) Eine Stadt in Sachsen-Weimar. 5) Einen Wüstenwind. 6) Eine Gangart des Pferdes. 7) Ein oft genanntes Dorf in Bayern. 8) Ein römisches Patriziergeschlecht.

Von oben nach unten gelesen ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben den Namen eines berühmten Seefahrers.

Auflösung folgt in Nr. 43. Heinrich Vogt.

Auflösungen von Nr. 41: des Räthsels I: Die Winde; des Räthsels II: Rocken — Brocken.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.